

Von Bomben und Abrissbirnen leergefegt, soll in Berlin (rechts) die historische Mitte der Stadt auch künftig sein. Frankfurt (oben) dagegen will die einstige dichte Bebauung des Stadtkerns wiederherstellen.

Fotos Architekturbüro Stefan Schrapf/face to face

In Frankfurts historischer Mitte entsteht ein Stadtquartier auf alten Grundrissen. Das klingt nach Enge. Doch gerade von diesem Beispiel könnte Berlins Stadtmitte profitieren. Die wird nämlich leergefegt.

Das Wiederaufbauprojekt zwischen Dom und Römer in Frankfurt ist ohne Vorbild. Inwiefern dient es selbst als Vorbild für den Wiederaufbau der mittelalterlichen Stadt in Berlin? Diese Frage stellt sich spätestens demjenigen, der selbst in beide Projekte eingebunden ist.

Das Frankfurter Vorhaben, zwischen Dom und Römer auf dem historischen Stadtgrundriss mit Neubauten und den Rekonstruktionen bedeutender Häuser ein Stück Altstadt und damit verlorene Identität zurückzugewinnen, ist einmalig. Von Teilen der Architektenschaft gescholten, doch vom Gros der Bürger freudig begrüßt; provozierte es von der ersten Stunde bis heute hitzige Auseinandersetzungen. Sie erschöpfen sich nicht im ewigen Pro und Contra der deutschen Rekonstruktionsdebatten. Denn vor allem geht es darin um ein Präzedenzprojekt .des Städtebaus in Deutschland.

Das betreffende, 1944 schwer beschädigte und beim Wiederaufbau vollständig beseitigte Frankfurter Stadtviertel bestand nicht nur aus prächtigen Häusern mit reich verzierten Fassaden, die gleich markanten Hauptdarstellern die Charaktere einer Inszenierung sichtbar machten. Ebenso wichtig waren die unscheinbaren, aber unverwechselbaren Stadträume, die nach dem Chaosprinzip gewachsenen Dachlandschaften, die immer wieder geteilten und neu zusammengefügt Parzellen, die Hoffronten, die durch Abbruch der Vorderhäuser zu Stadtfassaden in erster Reihe wurden. Je älter es wurde, desto deutlicher spiegelte das Viertel als Bühne städtischen Lebens die gesellschaftliche Ordnung in baulicher Form: Patrizier, Kaufleute, Handwerker, Krämer und Bettler auf engstem Raum verflochten.

Doch bereits im 18. Jahrhundert galt das als überholt. Dem strengen Ordnungssinn der Klassizisten war das Altstädtische, Chaotische und zuweilen Ärmliche ein Graus.



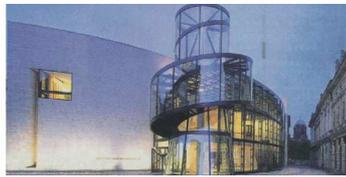
Teils zu Recht, denn die engen Gassen und oft verbauten Hinterhöfe waren eine ständige Gefahr für Stadtbrände und das Leben der Ärmern in dunklen Abseiten eine Gefahr für die Gesundheit. Mit der Industrialisierung, in deren Gefolge Arbeiter die Altstadt überfüllten während die wohlhabenden Schichten großzügige neue Außenviertel bezogen, wurde die Lage fast unerträglich.

Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts sucht man nach Pariser Vorbild mit brachialen Straßendurchbrüchen wie der Braubachstraße Abhilfe zu schaffen. Die horrenden Verluste an wertvoller historischer Bausubstanz riefen in den zwanziger Jahren eine Bürgerbewegung auf den Plan, dank derer das Viertel sich mit Hofentkernungen, Fachwerkreilegungen und rekonstruktiven Ergänzungen zur "Guten Stube" Frankfurts entwickelte - und zum Gegenbild zur grassierenden verkehrstechnischen Moderne, die kulturelle Werte und Identitäten zu verschlingen drohte. Dieser Prozess fand im Zweiten Weltkrieg und durch den Wiederaufbau ein jähes Ende.

Der moderne Städtebau war auch in Jahrzehnten nicht imstande, diese Verluste wettzumachen: Frankfurts so genannte "Neue Altstadt" entstand größtenteils nach Vorbildern des Siedlungsbaus der Weimarer Republik. Wo Siedlung ist, bleibt Siedlung - zu stark ist darin die strikte Trennung der Nutzungen und Funktionen, zu zementiert die Monotonie der Zeilenausrichtung nach Süden, die Parkplatzmanie, die normierte Sterilität und Anonymität.

Die Postmoderne der achtziger Jahre hätte mit ihrer Liebe zum bildhaften Bauen und dem Faible für historische Motive die Wende vom Siedlungs- zum Stadtbau bringen können. Doch sie blieb in Ästhetizismus stecken, erschöpfte sich in dekorativen Spielereien, ohne sich ernsthaft mit der städtischen Parzelle zu beschäftigen. Die Gegenbewegung ließ nicht lang~ auf sich warten: Hervor tat sich eine Architektur, die nur sich selbst genügen will und in einer immer komplexer werdenden, schier undurchschaubaren Welt zum überschaubaren Designobjekt mutiert. So verabschiedet sich diese Architektur vom Begriff des Gemeinsamen oder "Common Ground", den 2012 die Architekturbienale in Venedig geradezu verzweifelt beschwor.

(bitte weiter blättern)

**Fortsetzung:****Was Berlins Stadtplaner von Frankfurt lernen können**

All dem könnte Frankfurts neu-altes Viertel entgegenreten. Könnte es das wirklich? Die Passivhausanforderungen der Stadt Frankfurt für öffentliche Bauvorhaben, die erhöhten Schallschutz und Brandschutzauflagen, der Kostenrahmen, bestehende Bauten wie Tiefgarage und U-Bahn im Untergrund und nicht zuletzt die Organisation der vielen Planungsbeteiligten machen es Bauherren, Architekten und Ingenieuren sowie dem zugehörigen Gestaltungsbeirat nicht leicht, dem Anspruch gerecht zu werden. Denn das Versprechen dieses Projekts geht weit über das Erfüllen der ohnehin schon höchst komplizierten technischen und organisatorischen Anforderungen hinaus: Es geht um nicht weniger als darum, die suggestiv-ästhetische Kraft, die von den herausragenden Vorgängerbauten und einzigartigen Stadträumen ausging, zu verstehen - und sie in: en zwanzig Neubauten und fünfzehn Rekonstruktionen zu reanimieren.

Gewiss wird das Areal am Ende die Momentaufnahme eines Zustands sein, der sich zusammensetzt aus historischen Bildern, neuen Architekturen und den technischen Anforderungen, denen beide ausgesetzt waren und sind. Vieles wird vorerst gestalterisch nicht selbstverständlich erscheinen. Das Quartier wird erst mit der Zeit an Bedeutung gewinnen und selbst zu einem Original seiner Zeit werden; vielleicht so, wie dies beim Ostberliner Nikolai Viertel der Fall war, dieser aus Rekonstruktionen und Zitaten collagierten "Traditionsinsel", die als das Schlechte-Gewissen-Projekt zur 750-Jahr-Feier Berlins nach der Beräumung der historischen Stadt während der DDR-Zeit entstanden ist.

Nur die Umverteilung von Baukosten wird bei den immensen Baukosten das Bereitstellen günstigen Wohnraums für eine gewisse Anzahl von Wohnungen ermöglichen. Soziale Vielschichtigkeit des Quartiers wird, wenn überhaupt, dann erst nach einigen Generationen wieder ähnlich dem Zustand vor der Zerstörung sein. Aber eben nur ähnlich - dass nahe dem Römer sich Metzger oder andere zünftige Handwerksbetriebe wieder niederlassen werden, ist unwahrscheinlich. Und die Boutiquen, die sich dort höchstwahrscheinlich ansiedeln werden, kann man nur mit sehr viel gutem Willen als Nachfolger der legendären Tuchmacher sehen, die jahrhundertlang in diesem Areal lebten und arbeiteten.

Sicher ist nur, dass das Viertel für Touristen eine attraktive Erweiterung des Römerbergensembles bilden und mit gastronomischer Nutzung das Bedürfnis der Bürger nach Flanieren und geselligem Beisammensein befriedigen wird. Die künftige kleinmaßstäbliche Ausgehmeile steht in einem so starken Kontrast zu den Hochhaus-schluchten des Bankenviertels wie nirgendwo sonst in Deutschland. Eine einmalige Chance, vergleichbar dem bewunderten Londoner Nebeneinander von Pubs und Bankentürmen. Zudem wird das neu-alte Viertel nicht nur den Massen- sondern auch den stetgenden Bildungstourismus anziehen. Rekonstruktionen wie die der stattlichen Fachwerkhäuser "Zur Goldenen Waage" oder "Klein Nürnberg" werden als Beispiele bürgerlicher Baukunst der Spätgotik und Renaissance faszinieren, Spolien in den Neubauten werden als bildkräftige Verweise auf die Geschichte sich mit den Neubauten 'ergänzen,' die als Zeugnis unsere Tage zum baukünstlerischen Vergleich herausfordern werden.

Nicht zu vergessen die wiedererstandenen Plätze, Straßen und Höfe, die Gästen und Bürgern das Erlebnis unverwechselbarer Stadträume schenken werden. Mit jedem Satz über die Qualitäten und Chance des Dom-Römer-Projekts dürfte, deutlicher geworden sein, dass dieses Vorbild für die Wiedergewinnung des Stadtkerns von Berlin sein kann. Man hat dort schon einmal von Frankfurt profitiert. Denn die handtuchbreiten "Townhouses" am Friedrichswerder in Berlin Mitte, die als parzellengeteilte Stadthäuser den bisherigen Trend zur immer größer werdenden Parzellen umgedreht haben, sind inspiriert von den Häusern der Frankfurter Saalgasse am Dom, die in den achtziger Jahren als Schauobjekte der Postmoderne entstanden.

Jedes Projekt, das sich wieder der mitteleuropäischen Stadtbaukultur annähert, ist eine Wegmarke auf der Suche nach urbanen Bauformen. Gewiss, die Frage, was auf der leergefegten Fläche westlich des Berliner Fernsehturms geschehen soll, ist nicht identisch mit Frankfurt, wo maßstablose Neubebauung beseitigt werden musste. Doch in beiden Fällen handelt es sich um die Gründungsstadt, war die Zerstörung der unter den Trümmern erhaltenen historischen Stadtstruktur aus ideologischen Gründen das Grundübel, und hier wie da brachte der Wiederaufbau der Moderne keinen gleichwertigen Ersatz zustande. Während man in Berlin noch unseligerweise über den gesamtstädtischen Wert eines großen Leerraums für die Metropole nachdenkt, ist Frankfurt zur Tat geschritten. Ins Leben gerufen durch aktive Bürger, unterstützt durch verantwortungsbewusste Planer und politisch durchgesetzt von überzeugten Frankfurtern, wurde zwischen Dom und Römer das möglich, was anderswo als unmachbar gilt. Gewohnte Sicht- und Vorgehensweisen greifen dort nicht: Statt auf alten Fundamenten wächst das Neue auf den modernen Verkehrsbauten wie der U-Bahn und der Tiefgarage des einstigen Technischen Rathauses - zahllose ingenieurtechnische Kniffe sind dafür notwendig.

In Berlin hätte man unter diesen Voraussetzungen längst das Handtuch geworfen, denn auf der großen Leerfläche am Fernsehturm dominiert schrankenfreie Verkehrs- und Untergrundtechnik, die in den Augen der Zuständigen jede Urbanisierung nahezu unmöglich macht. In Frankfurt dagegen sah man eben diese Vorgaben als Herausforderung - und wird damit deutsche Wiederaufbaugeschichte schreiben.

*Der Autor ist Schweizer und Partner des Berliner Architekturbüros Jordi & Keller, das zwei Häuser im Dom-Römer-Projekt baut.*

*(Übertragen aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 4. Juli 2014 am 14. Juli 2014 von Wolfgang Schoele)*